

Im Kessel (Fortsetzung)

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **115 (1949)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-21717>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

² Cartier, a. a. O., S. 128, 136 ff., 156 ff. – De Cossé-Brissac, La manœuvre de mai-juin 1940, in Revue historique de l'armée, Nr. I/1948, S. 64 ff. – Carlier, Le caporal stratège, in Revue historique de l'armée, Nr. IV/1948, S. 104 ff. – Rogé, La campagne de France, vue par le général Guderian, in Revue historique de l'armée, Nr. I/1947, S. 114 ff.

³ Marcel Thiry, La Belgique pendant la guerre, S. 66 ff.

⁴ Général Gamelin, Servir I, S. 85 ff.

⁵ Gamelin, a. a. O., S. 89 ff. – Eddy Bauer, Idées de manœuvre du haut commandement français; Revue militaire Suisse, 1942, S. 309 ff., 357 ff., 411 ff. – Eddy Bauer, La Guerre des blindés, S. 59 ff., 82.

⁶ Michiels, 18 jours de guerre en Belgique, S. 27 und 86. – Van Daele, L'armée belge au Canal-Albert, Revue de défense nationale, 1948, S. 717 ff.

⁷ «Der Adler», Heft 11 vom 28. Mai 1940, S. 242 ff.

⁸ Nach Angaben, die Oberstlt. Van Daele, Chef der historischen Sektion der belgischen Armee, dem Verfasser persönlich gemacht hat.

Im Kessel

(Fortsetzung)

Die in diesen Tagebuch-Notizen dargestellten Schilderungen beziehen sich auf die Einschließungskämpfe an der südlichen Dnjepr-Front, also an Ereignisse, die sich nach der Katastrophe von Stalingrad abspielten. Red.

8.2.44. Der Russe zwingt uns, den Katzenbuckel der Front im SO zurückzunehmen. Seine Absicht, uns aufzuspalten, wird zu klar.

Es ist neblig draußen. Vom Gefechtsstand kann ich nur 50 m bis zum Flußufer blicken. Dafür höre ich umsomehr. Auf der Rückmarsch-Straße rumpelt und brummt es. Alle Arten von Motorfahrzeugen lassen sich unterscheiden. Dazwischen gibt den einzigen humorvollen Ton das Räderrattern der Troßwagen auf dem Steinpflaster. Die geschüttete Straße soll bald aufhören. Unsere Wegeerkundung meldet unpassierbare Stellen. Es wird aber meistens schlimmer gemacht, als es ist.

07.00 Uhr. Ich kann mit dem Kübel des Generals zum neuen Gefechtsstand nach Korssun mitfahren. Diese Spanne Zeit des Gefechtsstandwechsels enthebt mich immer der Arbeit am Telephon und über der Karte. Sie ist die Erholungsreise und läßt ungebunden sein. Nur die Gedanken wandern mit: Welche neue Hiobsbotschaften erwarten uns? Welche Sorgen kommen hinzu? – Wie wir in einen lehmigten Feldweg einbiegen und bald zum Schieben des Wagens aussteigen müssen, sagt der General zu mir, daß wir heute mehr Zeit hätten. Es klingt so, als ob er die Uhr anhalten wollte, die dem Menschen das Leben holt. Auch wie wir bald darauf uns nach der Karte im Gelände orientieren und nach einem neuen Weg suchen, schwingt seine Stimme ungewohnt weich wie ein Schlag auf edles Porzellan. Mag sein, daß sein Herz jetzt kommandiert und den Verstand entwaff-

net, um einmal auszuruhen von den drängenden Sorgen und der erbarmungslosen Verantwortung der letzten Tage. Oder es ist nur einfach die köstliche Bitterkeit, ohne Funk und Fernsprecher als höchste Instanz von wesentlichen Entschlüssen und laufenden Ratschlägen für kurze Zeit befreit zu sein.

Der Kessel hat sich heute nacht auch an dem letzten kleinen offenen Stückchen im Südwesten geschlossen, dem Niemandsland, das immer unser Sorgenkind war und wo die Spähtruppergebnisse ständig zwischen feindfrei und feindbesetzt wechselten. Symbolhaft scheint mir damit der magische Kreis gezogen zu sein, in dem der gewaltige Zweikampf der Willen über Tod und Leben, Gefangenschaft oder Befreiung ausgetragen werden wird.

Ich glaube, den meisten von uns ist bis jetzt nur klar, daß wir mehr oder weniger auf starken Feinddruck hin Gelände aufgeben müssen und der Begriff «elastische Front» hier nicht paßt. Auch, daß wir diesen Rückzug nicht in ein siegreiches Ausweichen umdeuten können. Andererseits habe ich gestern mehrfach festgestellt, daß der Mann vorn wie hinten nichts von den großen Vorgängen weiß, die sich an allen Fronten des Kessels abspielen. Zugunsten seiner inneren Entlastung fehlt ihm der Überblick. Er vertraut den allgemeinen Gerüchten von Entsatz, Panzerabwehr, bester Luftversorgung und ähnlichem, die fast immer zum Vorteil für ihn lauten. Er sieht nicht, daß der Kessel immer mehr zusammenschrumpft, wie ein trocknender Apfel, dessen Wasserinhalt langsam verdunstet und der damit an Fülle und Kraft verliert. In der Nichtaufklärung über die wahre Lage liegt eine gute Propaganda zur Stärkung der eigenen Stoßkraft und zugleich der Anreiz, sich selbst zu beruhigen.

Die Kolonnen haben den Weg auf 50 m Breite umgepflügt. In der braunen Knetmasse bewegt sich alles ungeordnet nach Westen. Alle Kraftfahrzeuge unseres Korps werden auf der Rollbahn vorgeschleust. Dazu kommt noch als vorgesehene Hauptstrecke der Eisenbahndamm. Sieben Dienststellen streiten sich um das Primat dieses guten Gedankens, auf der voreilig gesprengten Eisenbahnlinie den Kraftfahrzeug-Verkehr laufen zu lassen. Es geht teilweise besser als auf der verschlammten Rollbahn. Nur für kleine Fahrzeuge bedeuten die Schwellen eine größere Qual als das Wühlen im Sumpf. Der Chef hat gestern für seine Fahrt im Schwimmbwagen je Kilometer eine Stunde gebraucht und 14 km waren es insgesamt.

Der Russe hat sich von Süden her an einer Stelle bis auf 1500 m an diese Rückmarschstraße herangearbeitet und schießt mit MG., Pak und Granatwerfer. Ein SS-Bat. schiebt sich mühsam im Gegenverkehr dazwischen und sichert. Die Einbruchstelle wird langsam ein unersättlicher Schmelztiegel alles fahrenden Geräts.

Überall stockt es. Eine wilde Bewegung von Ebbe und Flut setzt ein,

wenn ein Fahrzeug sich ein paar Meter vorgerungen hat und nun wieder festsitzt. In diesem chaotisch zusammengewirbelten Strom von Motorfahrzeugen verblassen die Einzelschicksale der Männer, die mit unsagbarer Mühe und treuer Anhänglichkeit an ihr Fahrzeug gegen die Natur anrennen.

Von weitem kann man gar nicht unterscheiden, ob die russischen Flieger mit Bomben und Bordwaffen die Brandfackeln der Kraftfahrzeuge angezündet haben oder ob eigene Erkenntnis von der Unmöglichkeit des Durchkommens oder sogar das Abbröckeln der Widerstandskraft das bewegende Moment zur Sprengung dieser Fahrzeuge ist.

Wie ich den Bahndamm überquere, stehen vor mir über hundert erd-braune Gestalten in den Schlammlöchern, wie aus einer mütterlichen Tiefe entsprungen. Die gefangenen Russen werfen Steine hinein oder graben. Ich weiß nicht, ob mit Erfolg, aber ich fühle plötzlich, daß diese Gefangenen an ihren ureigensten Arbeitsquellen sind und keine Opfer bringen, wenn sie hier an dem Bett des Lebens bauen. Schon das einzig außen Sichtbare der gleichen Farbe ihrer Kleidung und der Erde nimmt alle Spannung fort und leugnet jedes Individuelle. Diese Arbeiter sind Treibende und Getriebene zugleich und schon ein Typus, der nichts mit dem Einzelwesen gemein haben will, selbst wenn dieses in eine große Gemeinschaft eingebaut ist.

Wir sind aus dem geschlossenen Kübel gestiegen. Dieser sucht sich ein besseres Wegstück und findet es 200 m abseits. Nun aber schreien wir alle gegen den Wind und auf diese weite Entfernung dem Fahrer – natürlich vergeblich – zu, zurückzukommen. Ich hasse in diesem Augenblick unser sinnloses Tun. Es ist nichts als ein Aufschrei, den die pochende Unruhe über unser Schicksal und die Sorge über die Zukunft herauspreßt.

Das wurde mir alles noch stärker bewußt, als bald darauf in einer Schlucht jede Vorwärtsbewegung stockte und wir an der Kolonne entlang zur Spitze gingen.

Auf irgend einem Panjefahrzeug liegt ein verwundeter Artillerie-Leutnant. Er hat Splitter im Oberschenkel und auf dem Lederbesatz seiner Reithose klebt verkrustetes Blut. Ich erhalte den überstürzt erregten Befehl, diesen Leutnant und alle Schwerverwundeten der Kolonne zum Kübelwagen zu bringen, damit sie schnell abtransportiert werden.

Im Kübel ist Platz für *einen* und der muß sitzen können. Das weiß jeder. Der Befehl wird laut gegeben. Viele der Kolonne hören ihn und hoffen. Ich finde sofort zehn Schwerverwundete. Sie liegen seit drei Tagen im Panjewagen unter freiem Himmel. Sind jedoch sorgsam bedeckt und haben Zigaretten. Ich lehne mich über einen Wagenrand wie über die Steinbrüstung einer schmalen Brücke und sage etwas. Ein hohles Gesicht blickt böseartig auf das weiß verbundene linke Bein hinunter. Mir fällt ein, daß

hier ganz andere Gesetze des Handelns verlangt werden und fühle, wie gefährlich dieser Befehl war, der den Fiebernden erwachen ließ und aus seiner Erstarrung brachte, die wohltat.

Es war alles gut gemeint, kann man sagen. Herz, Mitleid, Fürsorge wetteiferten, aber hatte nicht vor die innere Netzhaut ein unbewußtes Angstgefühl, einmal ähnlich so zu liegen, die Möglichkeit des Abtransportes getäuscht, die gar nicht existierte. Hier empfand ich zum zweiten Male das Wetterleuchten, das ein Schwanken der inneren Sicherheit ankündigte.

Unmittelbar vor Korssun müssen wir zum Abschluß durch ein unbeschreibbar schlammiges Stück Weg, wo die Schöpfung aber auch jede Rücksichtnahme auf Straßenverkehr vergessen hat. Der leichte Frost kann die Metamorphose von Sumpf und Stein nicht durchführen und erhöht nur die Zähigkeit des Lehmes bis ins Unerträgliche. Die Stiefel werden einem direkt ausgezogen. Ich staune, wie ein schwerer Nachrichten-Diesel mit seinem Boxergesicht sich über diese Masse vorwärts schieben kann.

Endlich steht das «Schmutzloch frirender Seelen», wie ein Feldgendarm am Brückeneingang diese Stadt bezeichnet, vor uns.

Eine halbe Stunde später beginnt wieder das Sammeln und Sichten der Meldungen. Alle Klänge und bunten Visionen sind fort. Auf der Karte zeichnen sich neue kleine Regenbogen in roter, blauer und schwarzer Farbe. Ich komme mir an diesem Abend vor wie ein Stück Wild, das von den Lichtungen in seinen Einstand zurückgetreten ist. –

10.2.44. Aus dem knappen Tagebuch eines *Sowjetfliegers*, das ich vor einiger Zeit las, ist mir die Szene in der Erinnerung haften geblieben, wie er seinen Kampfeinsatz auf einen deutschen Feldflugplatz beschreibt.

Unten gähnt die Leere und schwarze «Rosen» blühen rund um seine Jak. «Was mag der Teufel nicht alles treiben, wenn Gott schläft?» spöttelt ihn ein altes Sprichwort an. Dem Tod fühlt er sich nahe und seine Stimmung ist sehr niedergedrückt. Doch gleich schiebt die gewaltige Hand seiner Weltanschauung diese Gedanken-Fremdkörper einer vergangenen Zeit fort. Der Kampfflug dient dazu, sechs «Bucklige» mit ihrer Bombenlast zu schützen. Der Flieger lebt in dieser Technik der Luft, in seinem Motor, in der unsichtbaren Guillotine einer Serienkonstruktion. Er wirft sein Individuum weg. Er folgt der Magnetnadel einer technischen Welt ohne Glanz der Menschlichkeit und ohne innere Spitzen, wie seine anderen Kampfgenossen rechts und links neben sich.

Herzen hat hier der Krieg nicht entblößt. Die Detonationen heranheulender Flakgranaten bringen nicht mit dem Tode die Jauchzer der Glückseligkeit, daß man gedient und seine Pflicht erfüllt hat.

In allen diesen sowjetischen Fliegern, kräftigen jungen Burschen, der Elite ihres Systems, liegen andere Kräftezentren verborgen, die in den riesigen Maschinenfabriken und Montagehallen von Gorki und dem zerfetzten Stalingrad zu finden sind. Die Kälte des ausgehütteten und abgekühlten Metalls strahlt entgegen. Was eigenen Charakter trug, hat das Feuer ausgeglüht. Die Jahrzehnte mit der Gesetzmäßigkeit einer normenden Technik haben hier das innere Gefüge geschaffen.

Ein Richthofen könnte niemals diesen Sowjetjäger fliegen.

Und nun haben 16 solcher feindlicher Flugzeuge am frühen Morgen im Tiefflug uns hier angegriffen und ihren Segen fallen lassen.

Gegen Morgen war ich zum Schlafen gekommen. Hatte mich in dem engen Raum unter das Fenster gelegt und gegen meine Gewohnheit die Feldbluse über den Kopf gezogen. Von der belfernden kleinen Flak, den Bombendetonationen dieser 16 Schlachtfieger und von den klirrenden Fensterscheiben wache ich unsanft auf. Mehr als ein Dutzend großer Glassplitter fallen auf mich herunter. Die Jacke hält alles vom Gesicht ab.

Draußen ist es nicht so gut abgegangen. Mehrere Tote und ein Haufen Verletzter. Ich gehe zu der Flak-Stellung unmittelbar am Steilufer hinüber. Dort alles prächtige Soldaten und sauber in ihrem Winterdreß. Sie sind vor kurzem in den Kessel hineingeflogen und betonen das «freiwillig» dabei besonders. Wo sie bisher waren, gab es nichts zum Erleben.

Die Russen hätten durch ihr Abwehrfeuer nicht richtig zum Angriff ansetzen können. Vier Bomben hätten ihnen gegolten, aber die drei Leichtverwundeten tun den gleichen Dienst wie bisher.

Von einem Bombenteppich kann man nicht sprechen. Die Einschläge liegen kreuz und quer auf dem Eis. Schöne schwarze Blumen mit vielen Zacken. Die wichtige Brücke steht unbeschädigt. Ein zweiter Angriff wird erwartet und diesmal Panzermunition bereitgelegt, weil die Sprenggranaten an den Stahlplatten der Russen teilweise abgeprallt sind. Vier Feindbomber sollen nach den bisherigen Meldungen erledigt sein.

Wie ich in den Gefechtsstand trete, störe ich – Gott sei Dank nur kurz – ein schönes Bild der Kameradschaft. Der Leutnant hat seinen Männern einen kleinen Gabentisch von Zigaretten, Zigarren und Tabak aufgebaut – und verteilt. Die Geschenke rühren aus den nachbarlichen Beziehungen zu einem gut fundierten Nachrichtenzug her.

Das ist keine Visitenkarte mit goldfarbigem Stich. Ob der Körper letzten Endes mit ein paar Lungenzügen befriedigt wird, ist völlig gleichgültig. Hier wächst die Seele von Soldaten, die schon 14 Tage im Kessel stehen und keine klare Kunde von der Entsetzung haben.

Es erscheinen so viele Blätter voll gewiß guter Worte über Hilfsbereit-

schaft, Kameradschaft und Tapferkeit des Herzens. Diese Männer hier aber lesen viel lieber den 30-Pfennig-Roman- «Viktoria muß sich entscheiden», oder die «Frankfurter Illustrierte». Der Krieg ist ohne Pathos. Seine Helden sind sehr bescheiden. Jedes Tapferen Vorrecht ist es, nicht ständig einen Spiegel vorgehalten zu bekommen. Unser Kessel hat langsam eine ellipsonartige Form angenommen. Die Nordfront schaut schon lange nicht mehr über den Dnjepr zum Feind. Sie stellt vielmehr das Menschenreservoir dar, von dem unsere Kampffront im Süden sich nähren muß. Der Russe tut das für ihn taktisch einzig Richtige und massiert seine Divisionen im Süden. Er läßt für den Norden nur Angriffskeile übrig, die zur Aufspaltung des Kessels von oben her dienen. Die eigene Führung befiehlt, den südlichen Stellungsbogen um jeden Meter zu halten. Feindangriffe mit Panzern und starkem Artillerieeinsatz zehren ungemein an unseren Kräften. Die Munition wird Mangelware. Je weiter die Abwehrlinie im Süden einbiegt, umso mehr entfernen wir uns von dem Entsatz, schalten unseren einzigen Flugplatz bei Korssun aus und brechen vorzeitig das Sprungbrett zum Ausbruch ab.

Der General befiehlt mich zum Vortrag über die Feindlage. An ein paar niedrigen, vom Winde zerrupften Obstbäumen vorbei eile ich zu seiner grauen Lehmhütte. Die kleine Stube ist kahl und glanzlos. Durch die trüben Fenster blickt man nur auf einen kargen Teil östlichen Lebens.

Der General hält bei meinem Eintritt ein Buch mit blauem Einband in den Händen. Er hat darin gelesen, wie er es oft tut, wenn die Zeit es zuläßt.

Es befiehlt hier ein Mann über mehr als 50 000 Soldaten und er trägt das Doppelgesicht jeder Führerpersönlichkeit. Draußen steht er aufrecht in der vordersten Linie, wie unverwundbar, mitten in der Kette der dünnen Sicherungslinie. Erster Soldat seiner Truppe. In seinem Stabe durchsichtig, aber starr und stark durch die Überzeugung, daß er von seinen Männern und Offizieren das verlangen kann, was er selbst im Kriege durchlebt hat.

Der General kennt heute noch einmal seltsame Worte: «Auf das von den Russen gestern gestellte Ultimatum bedingungsloser Kapitulation habe ich keine Antwort erteilt. Eine Kugel ist besser als sibirische Gefangenschaft.» – Der Russe will durch Versprechungen unseren Widerstandswillen unbedingt brechen. Vielleicht fühlt er schon mächtig und beängstigend das Vordringen unserer Entsetzungstruppen von Süden her. Dem Wehrmachtsbericht entnehmen wir die enormen feindlichen Panzerabschußzahlen.

Aus einem kleinen Dorf an unserer westlichen Front ist am gestrigen Tage ein Sowjetparlamentär mit weißer Fahne getreten. Ein höherer Offizier, zwei weitere Offiziere in Begleitung. Sie kamen zum Regimentsgefechtsstand dieses Abschnittes und überreichten einen versiegelten Brief. Man erzählt mir später folgenden Verlauf: Der führende sowjetische

Offizier schlägt die angebotene Zigarette aus, dafür entnimmt er seiner Rocktasche eine prächtige Zigarettendose mit einem großen Zarenadler und einem Edelstein auf dem Deckel. Er bietet an, die Mundwinkel nach unten verzogen. Man dankt mit derselben Kühle. Jeder raucht seine eigenen Zigaretten. Aber das perlende Glas Sekt wird gemeinsam getrunken. Diesem Genuß wird nicht ins Gesicht geschlagen.

Es gibt Stunden im Krieg, wo der Glanz der Soldatenaugen leuchtend wird, und es gibt Stunden im Krieg, wo man nie im voraus sagen kann, wie sich der Soldat in der kommenden Zeit verhalten wird. Hier gibt es in unserer Abgeschlossenheit auch diese Stunden. Aber nicht in der Frage der Kapitulation. Der General gebietet gewissermaßen über die Einbildungskraft unserer Seelen, wenn er die angebotene Unterwerfung mit Schweigen ausschlägt.

Gewiß laufen bald einzelne Gerüchte herum, wonach der kommandierende General uns auf die Schlachtbank zu treiben versucht, von einem Divisions-Kommandeur aber daran gehindert und verhaftet worden sei. Diese ängstliche Fama versandet schnell. Es bleibt bei dem Grundsatz unseres Kampfes im Kessel: Gleichheit der Lasten, Abschluß der letzten Patrone, Wurf eines Armvolls Handgranaten, ehe man sich selbst auf die letzte legt. Auf Abertausenden vom Himmel herabtaumelnden bräunlichen Flugblättern kann heute jeder Soldat die schönen, fast ritterlichen Worte der Kapitulationsbedingungen lesen, wie sie gestern noch der versiegelte Umschlag nur für höchste Augen bestimmte. Die ablehnende Antwort durch Mißachtung ihrer Existenz findet heute uneingeschränkten Widerhall bei uns, wie wenn ein Glaube geschenkt ist, der die eigene Kraft verzehnfacht.

Als ich heraustrete, und der Wachtposten kurz stillsteht, laufen vor mir tief am Himmel die grünen und roten Positionslichter eines Transportflugzeuges entlang. Und dann geht es durch die Nacht bis in den Morgen hinein, das ununterbrochene ruhige Brummen der Junkers-Maschinen, die ihre Fracht landen oder in Versorgungsbomben abwerfen.

Diese Versorgung durch die Luft läuft zunächst gut an, hat aber bald gewaltigste Schwierigkeiten. Der Feldflugplatz ist bei den warmen Witterungsverhältnissen so aufgeweicht, daß 12 Ju's plattgedrückt auf dem Acker kleben. Kurz darauf wird er gesperrt. Die Versorgungsbomben reichen nicht; Munition, Verpflegung, Betriebsstoff kommen in so geringer Anzahl vom Himmel, daß der Quartiermeister bei der Verteilung der Menge an die Divisionen wie an einem Kreuzworträtsel arbeiten muß. Die zahlreichen feindlichen Jäger und der zunehmende russische Flakschutz gestalten zwangsläufig den Flug in den Kessel zu einem großen Wagnis. Der Gegner hat klare Luftüberlegenheit.

Dankbar sind wir alle, daß wenigstens die Verwundeten soweit als irgendmöglich herausgeflogen werden können. Der Korps-Arzt sucht persönlich die würdigsten aus. Welch glückliche Augen müssen sie machen, wenn die Ju's sich langsam auf 2000 Meter schrauben und dann im Schutze der Wolkendecke nach Südwesten fliegen.

Eigenwillig setzt sich das Bild der Lage am Abend über alle guten Hoffnungen hinweg. Mit Panzern und starker Infanterie hat der Gegner beiderseits der Rollbahn Gorodischtsche - Korssun einen tiefen Einbruch erzielt. Im Südosten mußte die HKL zurückgenommen werden. Im Süden ist vorgedrungener Feind nur mit Mühe vertrieben. Im Norden ein heftiger Feindangriff gerade noch abgewehrt. Eine neue Feinddivision muß von Osten erwartet werden. Der eigene Kräftermangel ist sehr groß, die Lage gespannt.

Ich lese den Luftpostbrief meiner Frau. Er ist heute hereingeflogen. Meine Frau schreibt sehr tapfer. Sie braucht auf andere nicht zu vertrauen. Ich will ihr antworten. Ihr aber nicht vorzaubern das klassische Bild Arkadiens, das wunderbare Idyll ewigen Hirtenlebens, sondern ihr sprechen von unseren gesprengten Geschützen, den brennenden Strohschobern, den aufglühenden Feuerpilzen der Artillerie-Einschläge, von unserem herbstlichen Denken und von kurzen Stoßbeten. Meine Frau ist tapfer. Sie soll nicht nötig haben, einmal unterzukriechen unter ein Schreiben, das mit glasdünmem Klang davon spricht, wie die Erde mich aufgenommen hat. Das sind so Gedanken! -

13.2.44. Das zur Entsetzung vorstoßende Pz.-Korps und die ostwärts davon kämpfende improvisiert zusammengestellte Kampfgruppe haben sich in den grundlosen Wegen festgefahren. Ihre Anfangserfolge zeigen uns wenigstens die operative Richtung auf die SW-Ecke des Kessels. Scheußlich ist, daß so wenig genaue Nachrichten über das weitere Vorgehen zu erfahren sind. Man funkt uns von oben sehr sparsam. Immer ein kleines Stück Zucker dabei.

Daß der Kessel noch Schwungkraft hat, zeigte gestern unsere Angriffsexplosion. Der «Betriebsausflug» war für kurz vor Mitternacht angesetzt. Schon lange munkelte es in der Truppe: Dem Feind entgegen.

Der vorgestern gegebene Befehl hat alles von der Mitte in den vorspringenden Schlauch nach SW gepustet. Der Ameisenzug nimmt dorthin seine Richtung. So erfolgt die Bereitstellung zu einem größeren Angriff. Die Sturmgruppen bilden sich. Munition ist aus allen möglichen Reserven ausgekehrt und gibt in dieser Menge Sicherheit. Die paar Panzer und Sturmgeschütze klettern gleichfalls nach vorn. Die im wochenlangen

Kampf ausgelaugten Infanteristen schimpfen, daß sie auch diese Dreckpille schlucken werden. Das beschränkte Angriffsziel malt nämlich in dieser Situation leicht dunkle Kreise. Erneute Auskämmaktionen bringen immer noch Gewehrträger zur Front. Der militärische Motor läuft auf höchste Touren.

Außerdem Nachtangriff. Hat der Russe von uns bisher viel gelernt, so lernen wir jetzt von ihm. Es scheint übrigens der Mond und mittelbar auch die leichte Schneedecke.

Der Gegner drüben sitzt keineswegs hinter trüben Fenstern. Er hat Augen und Ohren aufgemacht und so manches gezählt und abgeschätzt. Darum muß man das Gelingen unseres Angriffs doppelt bewerten.

Mir zieht es die Nase hoch, wie ich kurz vor 21.00 Uhr so verschiedene auf dem Bauch im Stroh liegen sehe. Die Töne an der Front sind zuverlässige Auguren. Sie sprechen ganz sachlich. In der kalten Luft klingen sie sehr klar und nah. Nach einer Weile steht auch ein Wachtmeister neben mir. Alter Berufsunteroffizier. Wir nehmen gemeinsam Witterung.

Die rote «Krähe» schläft heute auch nicht. Ihr Motor klappert genau über uns. Damit ist das Flugzeug noch lange nicht da, wo man es annimmt. Auf der Straßenkreuzung bei der kleinen Brücke, 500 Meter entfernt von uns, wirft sie ein paar Bomben aus ihrem Segeltuchkasten. Üble Verwirrung, einige Tote, ein Lastkraftwagen mit Munition brennt und geht bruchstückweise knatternd in die Luft. In diesen jetzt unvermeidbaren Menschen- und Material-Zusammenballungen müssen die sonst wenig gefürchteten Nachtboten jetzt leicht Unheil und Unruhe stiften. Frühmorgens ist Komarowka genommen. Alle Gegenangriffe des Russen abgewehrt. 12 Panzer abgeschossen, ein Teil davon im Nahkampf. Reiche Beute. Ironie des Kampfes: Hinten zerstören wir immer unser Gerät, vorne machen wir reiche Beute. Außerdem ein Lockton mit Dissonanz. Kein Mann schießt mit den erbeuteten MG.

Der Ort, wo wir den Gefechtsstand haben, starrt vor Dreck. Das schon reichlich eingedämmte Sauberkeitsgefühl erhält neue Krisenstimmung. Alles ist Schmutz und Ekstase.

Alle bisherigen Kämpfe scheinen nur Scharmützel gewesen zu sein, wo tapfer zurückgeschlagen wurde. Der Gegner hat nun aber den Verteidigungswall so stark zusammengedrückt, daß wir wie ein Sebastian kurz vor den Pfeilen stehen. Wo ist der Ausgang aus der Schanze, wo der Laufgraben in die Freiheit? Das kann ich natürlich auch nicht wissen. Daß wir mit stählernen Riegeln abgeschlossen sind, hoffe ich nicht. Die Hoffnung enthebt ja im Kriege immer die Gedanken an die letzten Entscheidungen.

Trotzdem wird es augenscheinlich, daß die Kesselsituation mit dem

Klageruf: «Ringsum der Feind», ihre Schatten stärker vorauswirft; und dabei noch ihren schwärzesten Schatten, den Tod. Merkwürdigerweise kaum ein Gedanke an Gefangenschaft. Das drohende Geschick für die Gesamtheit schließt hier das Einzelschicksal völlig ein. Zuerst sind alle diese inneren Stimmen Nadelstiche; allmählich sind sie Höllenqualen. Die Spannung wird so unerträglich, daß sie bald gar nicht mehr wirkt. Erst dann ist man wieder ruhig und kalt und das Handeln wird automatisch und instinktiv.

Die sowjetischen Flieger haben nicht die geringste Scheu. Ununterbrochen fliegen sie ihre Einsätze auf Rollbahn, Ansammlungen, parkende Kolonnen. An Abwehr haben wir ein wenig leichte Flak, dafür ein tolles Gewehr- und MG-Feuer aus allen Rohren. Doch gegen die gepanzerten Schlachtfieger bleibt es ohne Wirkung. Dauernd müssen wir in die Splittergräben hüpfen oder uns flach auf den Boden werfen. Einige Bomben fallen, hauptsächlich aber blitzen Bord-Kanonen auf. Und das ist ein unangenehmes Feuer. Die Vollgeschosse durchschlagen allerhand.

(Fortsetzung folgt)

Auf den Schlachtfeldern Süditaliens

Exkursion der Schweizerischen Offiziersgesellschaft

Von Major Ed. Strebel

Die vom 26. März bis 3. April 1949 mit vollem Erfolg durchgeführte Exkursion der SOG auf die Schlachtfelder Süditaliens vereinigte rund 150 Teilnehmer und berührte die Schauplätze der Kämpfe auf der Mittelmeerseite des italienischen Festlandes von Salerno südlich Neapel bis Rom. Anstelle des erkrankten taktischen Leiters, Oberst Nicolas, hatten die Herren Oberst i.Gst. K. Schmid und Oberst i.Gst. E. Uhlmann die Besprechungen im Gelände übernommen, wobei Herr Oberst Puddu vom italienischen Kriegsministerium als guter Kenner des Landes sie unterstützte.

Ich erachte es als zweckmäßig, vorerst einen kurzen Abriß der im besuchten Abschnitt eingetretenen kriegerischen Ereignisse zu geben und anschließend den Ablauf der Exkursion zu beschreiben.

Die kriegerischen Ereignisse im besuchten Abschnitt

Am 3. September 1943, nach Abschluß des Feldzuges auf der Insel Sizilien, erfolgte über die Straße von Messina der Übergang der 8. britischen Armee unter General Montgomery auf das europäische Festland. Der am gleichen Tage abgeschlossene Waffenstillstand zwischen den Alliierten und